

Kilchberg und sein Vetter Martin waren in derselben Stadt geboren und wuchsen dort zusammen auf. Frühzeitig ward der Freundschaftsbund der Beiden geschlossen, die ihr Leben in fortwährender Beziehung aufeinander verbringen sollten. Es war noch mehr eine Wahl, als eine Blutsverwandtschaft, obwohl Kilchberg und sein Vetter so verwandt waren, wie es selten vorkommt. Sie waren die Söhne von Zwillingsschwägern, die am gleichen Tage die Zwillingbrüder Kilchberg die Aelteren geheiratet hatten.

Die beiden Jungen, Kilchberg und sein Vetter Martin, hatten als Alles gemeinsam, Blut und Namen, Jugend und Erziehung. Sie gingen zusammen in die Schule oder daneben; Einer fehlte nicht ohne den Andern über Nachbars Zaun, wenn die Aepfel im Laube lachten und gelöst sein wollten, und Alles theilten sie brüderlich. Man nannte sie schon früh die Zwillingsschwäger. Als Kilchberg die erste Cigarre bei den Steinhaufen vor der Stadt rauchte, hielt Martin ihm den Kopf. Als Martin seine erste Liebe liebte, erwieß ihm Kilchberg einen ähnlichen Dienst, denn er ließ sich Martin's Gedichte vorlesen. Die Sympathie der Jünglingsjahre erreichte den Höhepunkt, als Kilchberg mit seinem Vetter zugleich durch das Abiturienten-Examen fiel. Die Legende wollte wissen, daß Einer von den Beiden sich dem Andern bei dieser Gelegenheit aus Freundschaft gepöbelt habe. Kilchberg's Vater war bei der schrecklichen Kunde schmerz erfüllt zu Martin's Vater gelaufen und hatte diesem jammernd gesagt: „Denk dir, mein Sohn ist bruchgefallen!“ Worauf der Andere entgegnete: „Tröste dich, meiner auch!“

Welcher von Beiden aus Großmuth eine ungenügende Prüfung abgelegt hatte, das konnte nie mit voller historischer Verlässlichkeit festgestellt werden. In der böhmischen Gasse der Familie — bekanntlich lebt es in jeder Familie eine köstliche Gasse, und man besieht überhaupt nur aus solchen Gassen — wurde diese Oportungsgeheißel zwar für eine finnische Fabel erklärt; aber den Vätern war es doch ein anhaltender Trost, daß der Bruder sich auch nicht mehr taue. Jeder ließ übrigens in Gesprächen durchschimmern, daß sein Sprößling aus jugendlichem Jartgefühl den Vetter nicht habe beschämen wollen. Kilchberg und sein Vetter waren nun von weitemer Kopfschmerz befreit und durften sich dem launenhaften Berufe zuwenden. Der Bund litt natürlich keineswegs darunter. Anstatt den Thutabides mizuwertehen, drangen sie selbender in die Geheimnisse der doppelten Buchführung ein und erlernten den Stulflotter Geschäftsbriefe, die man „mit Bezug auf Ihr Verthes vom foundbvielten“ beginnt und „ohne Mebranlaß mit Achtung“ schließt. Sie wurden drei gebogene Schwengel, lebten sich reich in die Routine hinein und wurden allmählig respektabel.

Ganz gleich waren sie allerdings nicht mehr. Kilchberg war der Bedeutenendere von den Beiden. Er hatte kühnere Ideen, träumte auch zuerst davon, sich selbstständig zu machen und die Stadt durch seine Unternehmungen in Staunen zu versetzen. Indessen war Martin der solidere Redner, that nie einen Fuß vor den andern, ohne sich vorher die Traquelette dieses Schritts wohl überlegt zu haben. Aber sie harmonierten doch noch vollständig. Sie tauschten nach wie vor ihre sämmtlichen Gedanken aus, die freilich immer mehr in Jiffen ausgedrückt waren. Es galt als ausgemacht, daß sie sich im geeigneten Zeitpunkt zusammen etablieren würden. Ueber die kommende Firma stritt man ein wenig. Martin war in seiner gemessenen Art für etwas Gewöhnliches und Unaußersöhnliches. Beispielsweise: „Kilchberg und Comp.“ Der Andere aber wünschte ein originelles Schild, wie „Kilchberg und Kilchberg“, oder vielleicht „Kilchberg und Vetter.“ Gegen diesen legeren Gedanken sprach sich Martin mit Heftigkeit aus, denn er witterte dahinter Kilchberg's Präpotenz; er, Martin, sollte wohl als Anhängel, als stillerer Gesellschafter mitgeschleppt werden. Bei „Kilchberg und Kilchberg“ blieb es wenigstens in der Schwärze, wer der Erste war. Bei „Kilchberg und Vetter“ waren Zweifel möglich. Ueberhaupt hatte Kilchberg durch sein sicheres Auftreten in der Gesellschaft die Leute schon daran gewöhnt, daß man ihn, Martin, nur als den Herrn Martin oder Vetter Martin, oder gar nur als „den Vetter“ kannte. Als ob er seinen eigenen Werth gehabt hätte und nur der Wonn des leuchtenderen Kilchberg gesehen wäre. Aus den Gesellschaften und Weibern machte sich Martin nicht viel, obwohl er auch wie Kilchberg an das Heirathen dachte. Es trankte ihn nicht übermäßig, wenn er auf Hausböllen und Vidnids nur der Vetter Martin war, es hana foar gemüthlicher. Aber im Geschäftsleben, nein! Da war er selbst Herr Kilchberg, mindestens so sehr wie der Andere, und da er einen solideren Zug als der Andere hatte, war es gar nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit in der Firma „Kilchberg und Comp.“ Martin als der eigentliche Kilchberg gelten würde.

So standen die Dinge, als Kilchberg auf einem Tanztränzen die Tochter eines wohlhabenden Eisenfabrikanten kennen und das Geschäft ihres Vaters

haus zu kommen. Kilchberg war kein schöner Mann, aber er trug immer herrliche Cravatten, so daß die holde Jungfrau sich in aller Stille ausrechnete, er würde auch ihr an der Toilette nichts absparen. Dann stellte sie sich vor, wie es wäre, wenn man sie Frau Kilchberg nannte. Auf diese Art verliebte sie sich in ihn. Ihr Vater wollte jedoch den jungen Mann vorher „auskoffen“, wie er sagte. Kilchberg mußte sich selbstständig zeigen, und zu diesem Behufe vertraute er ihm eine Niederlage seiner industriellen Erzeugnisse an; zuerst das Eisen von seinem Eisen, bevor an das Fleisch von seinem Fleisch gedacht werden konnte.

Kilchberg war großmüthig genug, seinen Vetter in den eisernen Theil der Combination mit einbezogen zu wollen. Es spielte dabei allerdings auch die Erwägung mit, daß der Vetter durch seine Thätigkeit dem Geschäft die inneren Halt geben würde und er, der größere Kilchberg, frei bliebe für die Repräsentation nach außen und den Anstoß zu Unternehmungen. Der bornierte Vetter erhob aber Schwierigkeiten. Martin empfand ohnehin als eine Demüthigung des Schicksals, daß ihm noch keine wohlhabende Jungfrau gelächelt hatte. Nun sollte er in die Firma „Kilchberg und Vetter“ als zweiter Mann, als Vetter für Lebenszeit eintreten. Dagegen bäumte sich sein Stolz auf. Zugehörnisse wollte Kilchberg in dieser Frage nicht machen. Wem gehörte das eiserne Mädchen, auf das die Niederlage zuzufügen gegründet wurde? Ihm! Nun also, von einer vollkommenen Gleichberechtigung konnte doch unter diesen Umständen nicht mehr die Rede sein. Es geht im Leben nicht anders. Der Eine ist mehr und hat mehr, als der Andere. Dagegen muß man sich finden und in eine so vetterlich, sich brüderlich, hingehaltene Hand einschlagen.

„Ich aber will von deiner Großmuth nichts wissen“, schrie Martin, in dem ein Vorgefühl des Classenunterschieds zu rumoren begann. „Gleich und Gleich über gar nicht!“ „Lieber Martin“, bemerkte Kilchberg darauf mit Ueberlegenheit, „Gleich und Gleich giebt es in der Welt nicht. Denn nicht einmal wir, die wir von gleichen Eltern abstammen und dieselben Erinerungen, Anschauungen und Winnsche haben, sind oder können jemals gleich sein. Aus dem Unterschied unserer Anlagen erwächst eine Verchiedenheit unserer Verhältnisse. Das wirst du gütigst nicht leugnen wollen, denn es drückt sich in etwas aus, worvor du ebenföhl Respekt hast wie ich selbst: in Jiffen.“

Martin entgegnete bitter: „Du aber sprichst schon in deiner Eigenschaft als Prop, obwohl das noch ziemlich verführt ist. Uebrigens erkenne ich daraus, welche Rolle du mir zudeckst. Aber lieber will ich bei fremden Leuten dienen, als dein Schleppträger werden, der du nur der Mann deiner Frau sein wirst.“ „Das nimmst du zurück!“ forderte Kilchberg. „Das nehme ich nicht zurück“, erklärte Martin, der froh war, ein vernünftiges Wort gefunden zu haben, weil er seit der Geschichte mit der eisernen Dame innerlich von Reid ganz und gar zerfressen war. „Denn kenne ich dich nicht mehr“, sagte Kilchberg. Und Martin schloß: „Recht so, du behandelst mich schon als armen Verwandten.“

Sie kamen auseinander. Der Streit war nicht einmal besonders groß gewesen. Als Jungen hatten sie sich oft getrügelt, als Jünglinge einander gar nicht selten brüderlich beschimpft, als Männer manchen Haber gehabt. Immer war die Versöhnung leicht und bald erfolgt. Aber diesmal wollte das nicht kommen. Jeder wartete auf die Zerklüftung des Andern. Keiner machte den ersten Schritt. Kilchberg nicht, weil es ihm besser ging; sein Vetter nicht, weil es ihm schlechter ging. Kilchberg richtete sich ein und nahm, was Martin als Provocation, als unverschämte Bosheit ansah, einfach die Firma „Kilchberg“ an. Kilchberg kurzweg, als ob es keinen zweiten Menschen dieses Namens gäbe. Und so war es auch in der Stadt. Man kannte nur noch einen Kilchberg. Gerade das, was Martin hatte vermeiden wollen, trat ein. Wer ihn überhaupt beachtete, sprach von ihm nur als dem Vetter des einzigen, des wirklichen Kilchberg. Und während dieser scheinbar mit raschen Schritten aufstieg, hoch lebte und seine eiserne Braut heimführte, mußte Martin sich kümmerlich durchschlagen. So sah es wenigstens aus, weil er keine Lustbarkeit mitmachte, sich von Allen zurückzog und in ärmlichen Kleidern einherging.

Indessen kam auch der Vetter heimlich vorwärts. Jahr um Jahr legte er sich von seinem wachsenden Gehalte größere Ersparnisse zurück. Er hatte seinen festen Gedanken, den er um jeden Preis ausführen wollte. Nachts wollte er nehmen. An wem, wofür? An Kilchberg, für dessen unbedientes, demüthigendes Glück, für alle Kränkungen und Beschämungen, die noch und nach aus dem Unterschiede der Verhältnisse hervorgequollen waren. Denn kein Daz ist so indrinzig, wie der von ärmeren Verwandten, selbst wenn man sie nicht durch Wohlthaten auf's äußerste gereizt hat.

Fünf Jahren mochten so vergangen sein, seit die Zwillingsschwäger sich mit einander überworfen hatten. Da war

sich als Concurrent seines Veters auf und führte den Geschäftsnamen Martin Kilchberg auf dem Schilde. Martin unterrichtete Martin überall nachdrücklich hervorzuheben, gleichsam als hätte Verwahrung gegen jeden Verbruch einer Verwechslung mit dem anderen Kilchberg, dem es übrigens um diese Zeit anging, schlecht zu gehen. Er hatte es im Hausgebrauch zu groß getrieben, daneben vielerlei Verwegenes unternommen, war plötzlich in Stodung geraten und nur durch den Vater seiner Frau vor dem gänzlichen Zusammenbruche bewahrt worden. Aber mit dem Prestige des Hauses Kilchberg war es vorbei, während Martin Kilchberg's Stern sich erhob. Der Erste war nicht abgeneigt, in dieser zufälligen Folge eine urfällische zu erbilden. Martin war Schuld an seinem Niedergange, und wenn Kilchberg seinen beschränkten Vetter bisher nur aus der Höhe der Verachtung hatte, begann er ihn jetzt aus der Tiefe bitterlich zu hassen. Namen sie aneinander vorbei, so warfen sie sich Blide wie vergiftete Dolche zu. Der Unterschied ihrer Verhältnisse machte sie noch höhniischer ergrimmt, weil es jetzt der umgekehrte war. Kilchberg wurde zusehends ärmer, wie sein Vetter von Tag zu Tag reicher. In der Stadt aber ward es ein Sprichwort, wenn man Todfeindschaft zwischen zwei Leuten bezeichnen wollte: Sie hassen einander, wie Kilchberg und sein Vetter.

Da trat nach mehreren Jahren eine neue Wendung ein. Kilchberg's Schwiegerbater starb und hinterließ ein unerwartet großes Vermögen, das er aus Furcht vor dem waghalsigen Unternehmungsgeiste seines Tochtermannes verheimlicht hatte. Nun hatte Kilchberg wieder Wasser auf der Mühle, und nun wollte er an seinem Vetter die langgeährte Rache nehmen. Nun sollte man in der Stadt sehen, wer der eigentliche Kilchberg war. Wer nicht mehr mit der Unvorsichtigkeit seiner jugendlichen Zeit ging er zu Werke, Kilchberg hatte aus seinem Auf- und Niedertiege gelernt. Er war unersproden geblieben, aber unrichtig geworden. Und es entbrannte ein mächtiger Wettkampf zwischen den zornigsten Geschwisterkindern. War Kilchberg bei aller Kühnheit besonnen geworden, so entwickelte sein jüher Vetter in sich einen ungeheuren Wagemuth. Es war ein Ringen, wie man es in der Stadt, im Lande noch nie gesehen hatte. Die feindseligen Vetter betriegeln einander mit epischer Wucht. Die ganze Energie ihres Lebens war darauf gerichtet, den Nebenbuhler zu überwälzen. Schlaf und nüchternsichtlos und rastlos gingen sie an die Arbeit. Keiner von ihnen kannte mehr eine Erholung oder Freunde. Alle Kraft wurde in dem immer sinnloseren Wettkampf angepöbelt. Es kam davon ein neues Sprichwort in ihrem Kreise auf. Man sagte von verwiderten Mitbewerbern: sie machen einander Concurrentz wie Kilchberg und sein Vetter.

Aber Keiner trug den Sieg davon, oder richtiger beide. Denn Beide erstarrten in diesem Ringen, das sie zuwaga, den höchsten Scharf sinn, die letzte Willensmacht fort und fort aufzubieten. Sie wurden Beide sehr reich, ja, es war auch kein erheblicher Unterschied in ihrem Vermögen. Und sie wußten das, weil sie einander wie eiferstichtige Mächte austundschafteten. Es gab eine Zeit, wo sie genau die gleiche Stufe einnahmen, im Ansehen, im Reichthum. Und wie es am Anfang ihres Lebens gewesen war, so wurde es wieder. Die Zwillingsschwäger befanden sich in einer Willensmasse, die Verhältnisse des Einen so glücklich wie die des Andern. Langt waren die Ursachen der Feindschaft hinweggeräumt, Keiner stand über dem Andern, Keiner brauchte den Andern zu beneiden. Der Augenblick zum Friedensschlusse schien endlich gekommen zu sein. Es bemüht sich auch beide der Freunde, an denen es reichen Leuten nicht fehlt, um die Ausöhnung der Geldmagaten. Aber Kilchberg pflegte auf solche Vorschläge zu antworten: „Bis er zu mir betteln kommt!“ Und sein Vetter: „Nicht bevor er zu Grunde geht!“

Sie hatten die Genoschheit angenommen, einander zu hassen, und sie hielten einander fort, über alle Wechselfälle des Schicksals hinweg. Es wäre darin auch niemals ein Wandel eingetreten, ohne den letzten großen Streich Kilchberg's. Kilchberg, der immer zum Gigantismus geneigt hatte, kam auf der Höhe seiner Erfolge am Abend seines Lebens auf den Gedanken, einen Ring der Probuzenten nach amerikanischer Art zu schaffen. Kaum hatte sein Vetter davon erfahren, begann er, ihm mit aller Macht entgegenzuarbeiten. Jäh war das Geschäft im Gange. Was sie bisher freitend unternommen hatten, war Spiel und Tändelei gegen diesen Feldzug. Es war ein Feldzug, dessen Schilderung einer berufeneren Feder aus der Eisenbranche vorbehalten bleiben mag. Genug, der Eisenmarkt erzitterte unter den Stößen, die Kilchberg und sein Vetter einander versetzten. Martin hatte des Gegners Kräfte sorgsam berechnet, bevor er sich auf den Kampf einließ, und er war nahezu sicher, den Ring zu sprengen. Welcher Triumph! Doch nein, zum erstenmale in seinem Leben berechnete sich der Vetter. Kilchberg hatte durch unbekannt Combinationen plötzlich viel größere Mittel zur Verfügung, als angenommen werden konnte, und sein Vetter wurde gefangen, er brüdt. Er kämpfte, wie der Helvendichter sagen würde, mit Concurrentzachtung; es half ihm nichts, er wurde ver-

bergt stürzt auf, und nun unterlag auch dieser mit Schimpf und Schande. Kilchberg und sein Vetter waren Bettler. Da begab sich das Wunderbare. Niemand bemühte sich darum, die alten, desolirten armen Freunde zusammenzubringen. Was konnte auch gleichgültiger sein, als ob sich Kilchberg und sein Vetter jetzt noch die leeren Hände reichten oder nicht. Und dennoch fanden sie sich wieder. Dies geschah, nachdem sie schon einige Zeit in der Armut verbracht hatten. Zuerst waren sie nämlich lichtscheu gewesen, wie alle gesunkenen Leute. Dann bemerkten sie, daß sich Keiner mehr um sie kümmerte. Da schlichen sie aus, verbrachten ihre beschäftigungslosen Tage als Gaffer vor Schaufenstern und mit anderen Unterhaltungen, die nichts kosteten. So geriet sie auch zufällig Beide in eine Volkssammlung, in der stark von Brüderlichkeit die Rede war. Diese Worte gefielen ihnen gar wohl, und sie blickten einander aus der Entfernung wie auf ein Zeichen an, nicht mehr Hoff, eher schüßtern und dornröschvoll. Beim Ausgange trafen sie zusammen, und sie gingen wie auf eine Verabredung Seite an Seite fort. Gingen ganz wortlos, denn sie hatten so lange nicht mit einander gesprochen, daß sie sich nichts zu sagen wußten. Sie fühlten nur, daß sie wieder gut waren, Freunde, mehr als Freunde, die Zwillingsschwäger von ehemals.

Kilchberg, nach wie vor der Stärkere, begann mit einer Anspielung auf das eben in der Versammlung Gehörte: „Der Redner sprach manches wahre Wort.“ „Ja wohl“, sagte Martin nachgiebig wie in der alten Zeit, „manches wahre Wort.“ „Wir sind Brüder, und wir sollten auch immer Brüder bleiben“, fuhr Kilchberg fort. „Bist du auch nicht derselben Ansicht?“ „Ich bin ganz derselben Ansicht“, entgegnete sein Vetter ernst. „Aber — nimm — es mir nicht übel — ich glaube, die richtige Brüderlichkeit haben wir nur dann, wenn wir nichts Anderes haben.“

In einer Straße Londons.

Von Clementina Blad (London).

In einer jener vielen melancholischen Straßen Londons, deren schmutzige Gegenwart von Erinnerungen leuchtender Vergangenheit heimgesucht wird, lebte ein Mann, dessen Gesicht nicht ungleich der der Straße war. Die Welt, zu der er durch Geburt gehörte, hatte ihn verlassen, und die Welt, in die er gefahren war, hatte ihn nicht erkannt. Er hauchte allein in seinem dumpfen Zimmer, wo weder Freunde noch Briefe zu ihm kamen, und fristete dort sein Dasein mit Kopiren und Transportieren von Noten.

Ueber ihn, in einer engen Dachkammer, lebte eine kleine Räherin. Und gleich ihm war sie im Hause kein Ankömmling und gleich ihm war sie scheu und einsam. Jedoch ihre Einsamkeit dauerte noch nicht so lange, denn als sie einsam, hatte sie ihre Mutter bei sich und die beiden Frauen arbeiteten gemeinsam. Nun war die Mutter todt und die Tochter schritt ihren einsamen Pfad allein weiter. Manchmal ging sie fort in die Arbeit und kam Abends heim, bleich und müde. Manchmal hatte sie Arbeit zu Hause und sah den ganzen Tag über emsig nach, beim schrägen Fenster. Zuweilen hatte sie keine Arbeit und dann tanzte sie in ihrer kalten Kammer, hungrig und müde. Von Zeit zu Zeit hörte sie den Mann unter ihr eine Passsage aus dem alten Klavier klingen. Sie konnte ihn vom Sehen und wußte, daß er Carr hieß. Sie wußte auch, daß er einer höheren Gesellschafts-klasse angehörte und er stöhnte ihr deshalb eine Art Furcht ein.

Eines Abends, als sie den ganzen Tag ohne Beschäftigung gewesen war, kam sie aus der Thür ihrer finsternen Dachkammer und stand lauschend an dem Treppengeländer, gleichsam in dem fernern Geräusche des Hauses Gesellschaft suchend. Tief unten vernahm sie laute Stimmen, tobes Gelächter; näher lönte ein dünner Hauch einer Melodie. Die Weisse war „Home, sweet Home“, aber Marie Anna kannte nicht den Namen. Das klagende Falten und Steigen der bünnen Töne brachte ihr keine Assoziationen, aber ihr Zauber zog sie Stufe um Stufe herab zu dem unteren Stockwerk bis an die angelehnte Thür der dunklen Stube.

„Mufft — mit Ausnahme einer heranziehenden Drehorgel oder des dröhnenden Harmoniums einer kleinen Capelle, die sie manchmal besuchte — war ihr eine unbekante Sprache. Heute war sie müder und trauriger denn je. Die Töne schlugen an ihr Ohr wie eine Stimme, die die ganze Trostlosigkeit und Verweisslung des Lebens hinaus-schreit. Unversehens brachen Thränen aus ihren Augen und ein Schluchzen schüttelte sie. Die Töne drinnen verstumten plötzlich. Sie erstarrte, war aber zu aufgeregt, um sich schnell zurückzuziehen. Die Thür wurde weit geöffnet; sie hörte das Anreiben eines Rindholzes, bei dessen plöglichem Schein sie Carrs Antlitz erblickte, der forschend und einigermassen mißvergnügt auskuchte. — „Ich bin es nur — Marie Anna, von droben.“ — sagte sie stodend — „ich habe ihrem Spiele zugehört — ich werde es nicht wieder thun.“

Er hatte unterdessen eine überlie-

schenden. In dem Mann steckte noch genug vom Muffter, um einen beifälligen Hörer nicht gering zu achten. „Sie lieben also Mufft?“ fragte er. „Ja“, sagte Marie Anna einfach. „Aho bitte, treten Sie näher und hören Sie noch etwas mehr davon, wenn Sie mögen“ — und er schob einen Sessel an das alte Klavier für sie heran. An seiner Betonung, seinen Bewegungen — obgleich beide viel von ihrem einstigen Schicksal eingeblüht hatten — bestete noch immer ein Etwas aus der früheren Zeit, das die kleine Räherin mit einem tiefen Gefühl seiner sozialen Ueberlegenheit erfüllte. Auch bewunderte sie — wie dies alle armen Leute thun — die Weize und Schlantheit seiner Hände, obgleich ein erfahrener Beobachter in diesen ebenföhl viele Krankheits-Symptome erkannt haben würde.

Sie setzte sich schüchtern nieder, und er spielte eine Reihe von schlichten und wohlbekannten Weisen. Sie lauschte mit tiefer, demüthiger Aufmerksamkeit. Als er gendete hatte und sie sich erhob, um fortzugehen, bat er sie, wiederzukommen, wenn sie möge. Sie dankte ihm freudig, ging und träumte in ihrer dunklen Einsamkeit von Mufft und Herrn Carr. Auch er dachte — eine Viertelstunde etwa — an seinen Besuch. Dann schweiften seine Gedanken zurück in die trübe Vergangenheit, in denen ein Wesen wie Marie Anna wirklich keinen Theil haben konnte. Er sah sich als Jüngling im College mit vielen Freunden, vielen Hoffnungen und großen Erwartungen auf Ruhm und Reichtum. Dann sah er sich in London, müde mit Mufft herumbeläufend, einem glücklichen Leben, geteilt mit dem Weibe seiner Liebe, entgegensehend. Der Reichtum, auf den er gehofft, war ihm verfaßt geblieben und auch sie. Ihr Antlitz geueltete vor ihm auf in der dumpfen Stube und er murmelte ihren Namen mehr mit melancholischem Vergnügen, als leidenschaftlichem Bedauern. Nun war sie verheiratet, — seit Langem, aber in seiner Erinnerung lebte sie unverändert als das Zwölfte Mädchen, von dem er damals geschieden war. Er hatte sein Mißgeschick ruhig getragen, ohne dagegen anzukämpfen, denn er gehörte zu jenen, zum Glück nicht häufigen Naturen, denen das Ertragen von Leiden leichter antkommt, als ein noch so kleiner Konflikt. Man verlor ihn aus den Augen, er verlor in das Notenspielen und wurde der Herr Carr, dem Marie Anna auf der Treppe eines schäbigen Londoner Hauses bei ihren Aus- und Einträgen begegnete. Ein seltsames Schlußkapitel zu all den Erwartungen und Hoffnungen seiner Jugend, ein seltsames Leben, mitten in der Geschäftigkeit einer volkreichen Stadt und nicht weniger seltsam, weil es eines der vielen dumdberte ist in dieser Wildnis von London.

Monate vergingen. — Von Zeit zu Zeit — nicht allzu häufig — denn sie fürchtete, unbekannt zu sein — da machte sich Marie Anna die Einladung ihres Nachbarn zu Ruhe und am, seiner Mufft zu lauschen. Noch und noch merkte sie sich die Weisen und sumimte sie vor sich hin, wenn sie dabeu in ihrer Kammer war. Unmäßig, in kaum merkbarer Weise, entwickelte sich eine Art Freundschaft; zwischen ihnen — er besuchte sie über ihr Leben; und einmal in einem strengen Winter, als er gewahrt wurde, sie sei nur spärlich beschäftigt, machte er sich auf und sein verschlossener Mund, der sich sonst höchstens zu einem Guten Morgen oder Guten Abend öffnete, wurde bereit, um ihr Beschäftigung von den Menschen zu verschaffen, für die er selbst frohbedete. Seine Verwendung glückte und trug ihr eine Arbeitswoche ein. Am ersten Tag dieser Woche lehrte sie von den eisigen Strahlen heim mit einem Strahl glücklicher Dankbarkeit im Herzen. Als sie die Treppen hinaufging, blieb sie an der Thür Carr's stehen und „lopfte sanft an, in der Absicht, hineinzuweichen und ihm zu danken. Da keine Antwort erfolgte, öffnete sie die kleine angelehnte Thür. Er sah bei dem Tisch, wo er eingeschlafen war. Die Lampe war nicht angezündet und im Ofen glühten nur eine Hand voll Kohlen, aber ein kreiser Streifen Mondlicht fiel beim Fenster herein und spiegelte sich jenseits in den scharfen weißen Kanter der schneebedeckten Dächer. In dem kalten Lichte sah sie ein Antlitz — es war bleich und ausgehöhlt, die Lippen waren schlaff, die Schatten unter den Augen tief und dunkel. Ein Schauer durchdrachte sie — zum ersten Mal trat es in ihr Bewußtsein, er sei krank. Sie schlich sich davon, die Thür leise hinter sich zuziehend, und eilte hinauf, still für sich zu weinen. Er erwachte hülfelnd und seinen unterbrochenen Traum fortspinnend, lehrte er zu Flora zurück — Flora, die in den über-schwänglichsten Augenbildern seine Liebe nie so hoch angeschlagen hatte, um sich mit ihm dem Wagniß der Armut auszugeben. An Marie Anna dachte er nur als an „das kleine Ding von droben“. Ihr Alter und ihre Lebensstellung rohten sie in eine andere Welt ein.

Seit diesem Tag war sie erfindendich darin, ihn zu betreuen, für ihn zu sorgen. Sie kam nun häufiger in der Hoffnung, ihm irgendwie behilflich zu sein. Bei Tageslicht und als es wärmer wurde, schien es ihr, daß er besser aussehe. Die Veränderung in

num zur Gewohnheit und Carr war das Gewohnhe immer theuer. Seine Natur hatte die Krankheit der Beständigkeit und nun begann auch Marie Anna einen Platz in seiner Beständigkeit einzunehmen. Einmal Tages, als sie bei ihm saß und zuhörte, hielt er plötzlich inne und sagte: „Marie Anna, heute ist mein Geburtsstag.“ „Wirklich?“ „Heute bin ich 47 Jahre“, sagte er langsam — und nach einer kleinen Pause: „Sie werden Bescheid wissen, wenn man es für meinen Begräbnis-schein braucht.“ Sie blieb stumm. Es war das erste Mal, daß sie erfuhr, er denke an seinen Tod. Auch er schwieg. Nach ein oder zwei Minuten erhob sie sich und ging. Sie war bleich — sie war immer bleich und Carr beachtete es nicht. Wenige Tage darauf erkältete er sich. Eine Woche blieb er an's Zimmer gefesselt. Wenn Marie Anna zu Hause war, pflegte sie ihn, wie sie vor einem Jahre ihre trante Mutter gepflegt hatte. Dann kam der Tag, da er nicht mehr aufzustehen vermochte. Da kam Marie Anna zu allen Stunden des Tages. Einmal fragte er sie: „Haben Sie denn gar keine Arbeit, Marie Anna?“ „Nein“, sagte sie ruhig. Die Hausbesitzerin brachte einen Arzt. Als Carr von seinem Kommen verständigt wurde, sagte er: „Laßt ihn nur kommen, das wird sein Zeugniß vereinfachen.“ Keine der Frauen hatte ihn verstanden. Nachdem der Arzt den Kranken untersucht hatte, gab er Marie Anna einige Befehle: „Wärme, Ernährung, Wein“ — sein weiteres Kommen sei überflüssig. Es war ein vielbeschäftigter Mann, der viel bei Armen herumkam, und er hatte gelernt, mit seiner Arbeit haushalten für Die, denen noch zu helfen war.

So lag Carr Tag um Tag, langsam sterbend, in seiner Schwäche an Flora und seine Jugend bewachte, die nun ganz nahe und gegenwärtig schien. Der V. Tag mit seinen Vortommnissen dünte ihm bloß Traum und Schatten. Marie Anna sah bei ihm, auf jede seiner Bewegungen achtend, Noth und Entbehrung freudig auf sich nehmend, um den Preis, ihn doch pflegen zu dürfen. Einmal fragte er sie: „Marie Anna, kennen Sie meinen Namen?“ „Herr Carr“ — sagte sie verwundert. „Ich glaube, daß nun Niemand mehr lebt, der meinen Eigennamen kennt.“ Und er sagte, er hieße Antony; er wiederholte den Namen und buchstabirte ihn ihr vor. Dann versank er wieder in Schwelgen. Ein anderes Mal zeigte er eine alte Photographie und eine Haarlocke, indem er bloß sagte: „Werden Sie dafür Sorge tragen, daß man dies mit mir begräbt.“

Sie sagte: „Ja.“ Dann, eines frühen Morgens, erwachte er in dem kalten Lichte eines neuen Tages und sah sie neben sich an seinem Bette sitzen in ihrem schwarzen Kleide. Einen Augenblick blickte er Re wortlos an, dann sagte er mit der eigentümlichen Stimme, die sich Tag um Tag mehr und mehr verändert hat: „Wie lange ist es nun her, seit ich Sie kenne?“ „Es sind etliche Jahre“ — „Vier Jahre“, sagte er und nach einer Weile fragte er: „Wie alt sind Sie eigentlich?“ Bis heute hatte er an sie bloß wie an ein Kind gedacht. „Wierunzwanzig“, sagte sie. Er schloß wieder seine Augen und seufzte wiederholt. Dann sah er wieder auf und ein langer, seltsam forschender Blick ruhte auf ihr. Als er merkte, daß sie sich bewegte, streckte er seine kraftlose Hand aus und läspelte schräg: „Küsse mich, meine Liebe.“ Sie that es. Er schloß seine Augen wieder und lag regungslos. So, ohne ein weiteres Wort, trat er aus dem Geheimniß des Lebens in das Geheimniß des Todes.

Als Alles vorüber war, legte Marie Anna die Locke und Photographie auf sein hüßes Herz, zog das Latex über das bleiche Antlitz und trat hinaus aus dem hellen Sonnenlicht des Tages, in ihre dunkle, tühle Kammer.

Er sprach und sprach. „Ach, wer versteht sein eigen Herz! Ein Räthsel ist dir's, in die Welt geschaffen; Deute schwer wie ein Berg von Erz. Will es dich in die Tiefe raffen; Morgen aller Schwere entbunden, Nachzend lobest es moltenwärts. Und dann in gleichgemessenen Stunden Gelassen trägt es Lust und Schmerz. Ach, wer beherrscht sein eigen Herz.“ (V. Gey.)

Lebe nicht für kurze Zeit; Lebe für die Ewigkeit.

„Das Schicksal tadelt nicht das Gute adein.“ (M. Wehmuth's Epigramm.)

„Frühe schlafen gehen und frühe aufstehen, erpar't viel Apotecken.“ (Sprach, Joh. Matthes, Leipzig, 1554—57, 1593.)